



Symbolträchtige Gletscherpatrouille: Seit 1943 veranstaltet die Schweizer Armee die „Patrouille des Glaciers“, das weltgrößte Rennen im Skibergsteigen entlang der Grenze nach Italien.

FOTO: FABRICE COFFRIN/AFP

Im Durcheinandertal

Die Schweiz nach der jüngsten Volksabstimmung – das ist der immer schon verlorene und doch immer wieder erneuerte illusionäre Glaube an die nationale Immobilie im Zeitalter globaler Bodenlosigkeit

VON THOMAS STEINFELD

Am nordwestlichen Ufer des Vierwaldstätter Sees, dort, wo der See in den Fluss Reuss mündet, liegt die Stadt Luzern. Sie hat knapp hunderttausend Einwohner, ein mittelalterliches Zentrum und ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine der beliebtesten Stationen für Touristen, die Europa kennenlernen wollen. Ihretwegen wurde die Stadt sogar gedreht: Lag die Stadt ursprünglich auf beiden Seiten des Flusses, bewirkten die großen Hotels und eine ihretwegen veranstaltete Landaufschüttung, dass es schon seit Langem so aussieht, als blicke die Stadt nach Süden, über den See hinweg und dem Bergmassiv des St. Gotthard entgegen. Nun im Rücken des eigentlichen Prospekts liegend, wurde die Altstadt, bald auch vom Verkehr entlastet, scheinbar immer mittelalterlicher. So kommt es, dass der Tourismus dazu beitrug, dass eine kleine Schweizer Stadt immer mehr dem Bild glich, das man von einer kleinen Stadt in den Schweizer Bergen hat – ein Bild, das nicht nur die Touristen gern sehen, sondern an das auch viele Schweizer fest glauben.

Zusammengefasst, ja bis zu einem Äußersten gesteigert findet sich diese Perspektive in der Kultur- und Kongresshalle, die Ende der Neunzigerjahre in Luzern nach Plänen des französischen Architekten Jean Nouvel am Ufer errichtet wurde. Ihr Dach ragt so weit über den Vorplatz der Halle hinaus, dass man, wenn man auch nur in der Nähe des Baus steht, See und Wasser gleichsam gerahmt sieht: Das Panorama gleicht einer Bühne, vor der ein Betrachter steht, als stünde er im Parkett. Es gleicht einem gerahmten Bild, einer Vision von Festigkeit, Beständigkeit und Ordnung, an deren höchstem Punkt die Schnee- und Eisregionen der Schweizer Alpen liegen, eine Landschaft, die sich heraushebt ins Über- und Un-Zeitliche, die einfach nur da ist, scheinbar ewig und nur unter großen Schwierigkeiten erreichbar, während sich in den niederen Regionen das praktische Leben vollzieht. Das Bild, das viele Einheimische von ihrem eigenen

Land haben, scheint – wie die Volksabstimmung am vergangenen Wochenende offenbart – mehr mit dieser gerahmten Vision zu tun zu haben als mit einem Bewusstsein der Wirren, in denen sich das Land seit geraumer Zeit befindet.

Denn die alte Schweiz, das friedliche, reiche Land der Makler und Mittler, wird unter den Bedingungen der Globalisierung nicht mehr gebraucht. Die Seriosität, mit der in dieser kleinen Republik noch die dunkelsten Geschäfte abgewickelt werden konnten, wird zunehmend überflüssig in einer Welt, in der deutsche Finanzämter Zugang zu den internen Daten Schweizer Banken haben und diese Bewegungen auf den Konten ihrer amerikanischen Kunden direkt an die Steuerbehörden in deren Heimat melden sollen.

Von seinen internationalen Abhängigkeiten will nichts wissen, wer auf See und Berge schaut

Doch was sich von ausländischer Seite, also etwa aus der Perspektive deutscher oder amerikanischer Ämter, als Gewinn an Transparenz darstellt, nimmt sich aus Schweizer Perspektive als Verlust an Souveränität aus. Der aggressive Trotz, mit dem viele Schweizer, angeführt von ihren Rechtspopulisten, seit einigen Jahren auf alles reagieren, was aus dem Ausland kommt, hat viel mit einem Bewusstsein von solchen Verlusten zu tun – viel mehr als etwa mit einer Angst vor Kriminalität, die angeblich von außen hereindringt. Deswegen auch ist die Perspektive auf die Berglandschaft in ihrer Unverrückbarkeit und Zeitlosigkeit so wichtig.

Die Schweiz ist immer noch eines der reichsten Länder der Welt. Das viele Geld, das über Jahrzehnte hinweg in dieses kleine Land floss, ließ eine Volkswirtschaft entstehen, die ohne eine stete Zufuhr von Arbeitskräften aus dem Ausland kaum aufrechtzuerhalten wäre. Das gilt nicht nur für das Personal in Restaurants und Hotels, nicht nur für die Pflegeberufe, sondern etwa auch für deutsche Professoren,

über deren häufige Anwesenheit an Schweizer Universitäten im vergangenen Jahr ein kleiner Skandal entbrannte – jungen Schweizer Akademikern ist der lange Weg bis zu einem Ruf auf einen Lehrstuhl zu unsicher und zu schlecht bezahlt. Von solchen Abhängigkeiten aber will nichts wissen, wer unter einem scheinbar stabilen Dach auf See und Berge schaut. Er will auch nichts davon wissen, woher das Geld kommt, das dann als Schweizer Reichtum erscheint (darin unterscheidet er sich übrigens nicht von bayerischen, deutschen oder anderen Nationalisten). Stattdessen bekennt er sich zu einem Kleinstaat in den Bergen, der für die buchstäblich reaktionäre Hoffnung stehen soll, irgendwie wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Die Schweiz unter den Bedingungen der jüngsten Volksabstimmung: Das ist auch der immer schon verlorene und doch immer wieder erneuerte Glaube an die nationale Immobilie im Zeitalter globaler Bodenlosigkeit.

Aber ist dieser Glaube an die unerschütterliche kleine Republik in den Bergen nicht schon lange da gewesen, mindestens seit dem tiefen 19. Jahrhundert, als der Schriftsteller Jeremias Gotthelf in seinem Roman „Geld und Geist“, erschienen im Jahr 1844, die bäuerliche Kultur des Bernbiet über das Geld- und Spekulationswesen triumphieren ließ? Und ist dieser Glaube nicht seitdem immer wieder neu beschworen wurden, dunkel und magisch bei Charles Ramuz, in dessen Roman „Das große Grauen in den Bergen“ aus dem Jahr 1927, grotesk und böse in Friedrich Dürrenmatts Roman „Durcheinandertal“ von 1989, ein wenig überdreht und sehr modern in Martin Suters „Der Teufel von Mailand“ aus dem Jahr 2006?

Und es stimmt: Es gibt diesen Glauben schon lange, er reicht zurück bis in die Anfänge der Nationenbildung. Der wichtigste Grund dafür aber stammt nicht aus dem Ausland. Er liegt in der Schweiz selber, in der inneren Spaltung des Landes.

Man mag der Vision der heroischen Berglandschaft mit tief glänzendem See vielleicht, wenn man bildtheoretisch sehr

geschult ist, das Misstrauen gegenüber allem, was von außen kommt, ansehen. Aber es steckt auch ein Schweizer Misstrauen gegenüber der Schweiz darin. Die deutsche Nation mag aus einer Serie von kriegerischen Erfolgen gegen andere Staaten entstanden sein. Die Schweiz aber ist aus einer Reihe von inneren Konflikten um die nationale Einheit hervorgegangen, an deren Ende der Sonderbundkrieg und die Kapitulation Luzerns und des Kantons Wallis im November 1848 standen. Und wenn daneben das Ideal der Eidgenossenschaft steht, das Ideal einer Landnahme und Volksstiftung durch einen freiwilligen Zusammenschluss aller Beteiligten, durch eine Willensgemeinschaft, dann verhalten sich diese beiden Motive – der innere Konflikt und die wortlos funktionierende Gemeinschaft – komplementär zueinander: Man braucht das Ideal der kompakten, verschworenen Gemeinschaft, eben weil es diese, falls überhaupt, nur selten gegeben hat und weil es diese immer weniger gibt. In dem prächtigen Bilderrahmen, der die Berglandschaft mit See umgibt, hat sich immer schon ein gehöriges Maß an Willkür verborgen.

Dass die Schweizer sich schon sprachlich nicht verstehen, gilt als Garant ihres Zusammenhalts

Sprachgeschichtlich betrachtet, gehört die Schweiz zu einer Welt, wie es sie vor der allgemeinen Durchsetzung der Nationalstaaten gab, zu einem Europa der ethnischen und linguistischen Vielfalt, in dem Sprache, Kultur und Staat nicht einmal annähernd feste Einheiten bilden mussten. Hier scheint – oder schien? – ein Bewusstsein davon lebendig geblieben zu sein, dass Nationen Artefakte sind, künstliche Gebilde, die mit großem pädagogischen (und polizeilichen) Aufwand erst hergestellt werden müssen. So kam es zu der Vorstellung, dass in der Schweiz jede der vier größeren Sprachgemeinschaften ihre Sprache spricht, während alle anderen Gemeinschaften diese Sprache verstehen.

Mit diesem weltläufigen Miteinander scheint es indessen vorbei zu sein: Denn im selben Maße, wie das „Hochdeutsche“ oder „Standarddeutsche“ in der Schweiz als der Jargon der aggressiven Großmacht auf der anderen Seite der Grenze verstanden wird, wächst die Bedeutung des Dialekts. Und weil die Bewohner vor allem der französischen Schweiz diesen, im Unterschied zum „Standarddeutschen“ nicht verstehen, entstehen immer mehr Situationen, in denen Schweizer in einer dritten Sprache, nämlich auf Englisch, miteinander reden müssen – ganz abgesehen davon, dass dieser Dialekt überhaupt erst in der Abwehr des „Standarddeutschen“ entstand, weil es zuvor zwar sehr viele und sehr unterschiedliche Dialekte, aber kaum ein „Schweizerdeutsch“ gegeben hatte.

Wie politisch die Frage nach den Sprachen ist, lässt sich mit einem Blick auf die Karten erkennen, die nach der jüngsten Volksabstimmung gezeichnet wurden: Die französischsprachigen Kantone und der Kanton Zürich stimmten mehrheitlich gegen eine Begrenzung der Einwanderung, die deutschsprachigen Kantone und das Tessin dafür. Grund für diese Verteilung ist weniger das jeweilige Verhältnis zu „Ausländern“ schlechthin als vielmehr das Verhältnis zum Nachbarn. Oder anders gesagt: Die ältere, vielsprachige Welt konnte sich in der Schweiz nur erhalten, weil es jenseits ihrer Grenzen große Verkehrssprachen gab, die auch innerhalb des Landes gesprochen wurden. Die Freiheit zum Dialekt schloss die Gegenwart der großen Sprache ein. Dieser innere Frieden – und die dazugehörige Toleranz gegenüber dem Nachbarn – ist nun gebrochen.

Das Bild vom Vierwaldstättersee, das im idealen Schweizer Wohnzimmer an der Wand hängt und scheinbar von einem ebenso tief in der Natur wie im Volk gegründeten Staat berichtet, ist also in Wirklichkeit eine doppelte Polemik. Sie richtet sich zum einen gegen alles, was Aus-land sein mag – zum anderen aber gegen noch viel mehr, was Inland ist. Es ist ein Bild von der fortschreitenden Spaltung der Schweiz.

HEUTE

Feuilleton

Berg der Künstler: Die Ausstellung „Esprit Montmartre“ in der Frankfurter Schirn 13

Literatur

Roberto Saviano hat ein neues globales Buch geschrieben. Das Thema diesmal: Kokain 14

Das Politische Buch

Der schüchterne Kämpfer: Wer war der berühmte Denker Antonio Gramsci? 17

Wissen

Am Strand vor 800 000 Jahren: Älteste menschliche Fußspuren Europas entdeckt 18

» www.sz.de/kultur

Der Reichtum der Medea

Die älteste Goldmine der Welt soll zerstört werden

In der Sage tötet Medea ihre Kinder, um sich an ihrem untreuen Ehemann Jason zu rächen. Man weiß nicht, ob sie wirklich so grausam war, aber eine reiche Prinzessin namens Medea gab es vermutlich wirklich. Dort, wo heute Georgien auf der Landkarte eingezeichnet ist, gleich neben Sotschi, lebten im vierten Jahrhundert vor Christus die Kolcher. Während die griechische Sage der Argonauten den Helden Jason ins vermeintlich barbarische Kolchis reisen lässt, wo das Gold so dicht in den Flüssen klimpert, dass man nur ein Schafsfell ins Wasser zu hängen braucht, um ein goldenes Vlies zu erhalten, produzierten die Kolcher ganz unbarbarisch filigranen Goldschmuck.

Im heutigen Georgien finden Archäologen seit einigen Jahren Spuren einer der ältesten Hochkulturen des Alten Orients. Unter dem Titel „Medeas Gold“ reiste 2007 schon eine Ausstellung um die Welt, die Fundstücke aus dieser Gegend präsentierte: aus Goldtropfen konstruierte Schildkröten, Vögel, Wildschweine, lauter Miniaturkunstwerke. Kurz nach den Schmuckfunden stießen Forscher 2004 im georgischen Sakdrissi auf eine alte Goldmine.

„Wir haben hier einen sensationellen Fund. Das ist das älteste Goldbergwerk der Welt“, sagt der Archäologie-Professor Thomas Stöllner, Leiter des Deutschen Bergbaumuseums in Bochum und einer der Leiter des georgisch-internationalen Ausgrabungsteams in Sakdrissi. „Es gibt zwar Flussgold, das älter ist, aber dies ist der älteste Beleg, dass Menschen Stollen gegraben haben, um Gold zu gewinnen.“ Stöllner datiert den Bau der Mine auf vierte Jahrhundert vor Christus: in die Zeit des kolchischen Königreichs. „Wir sind allerdings noch nicht am Ende unserer Forschungen. Gerade die Frage, was mit dem Gold genau geschah, konnten wir noch nicht eindeutig beantworten.“

Wo früher Gold war, ist auch heute noch Gold – 21 Tonnen

Doch auch wenn das Georgische Nationalmuseum Medeas Gold heute in frisch renovierten Räumen in Tiflis' Prachtstraße präsentiert: Die politische Korruption im Land und die instabile wirtschaftliche Lage bedrohten die Arbeit der Forscher immer wieder. Und jetzt stehen die Forscher nicht mehr vor ihren Ausgrabungen, sondern vor einem Bauzaun und vor bewaffneten Sicherheitsleuten.

Der Denkmalschutz des Geländes wurde im Juli 2013 auf Antrag des georgischen Bergbau-Unternehmens RMG Gold von der Regierung aufgehoben. Im September begann RMG den Berg samt archäologischer Halde abzutragen. Denn wo früher Gold war, ist auch heute Gold. 21 Tonnen bestätigt Stöllner. Nur – 80 Prozent davon könne man auch abtragen, „ohne gleich alles mit Bulldozern plattzumachen“. Proteste vor dem georgischen Parlament, Briefe von Wissenschaftlern aus ganz Europa, ein Treffen mit Vertretern des deutschen Auswärtigen Amtes: All das brauchte es, bis das georgische Kultusministerium einlenkte und am 13. Januar dieses Jahres ein vorläufiges Ende der Bauarbeiten anordnete. Der Denkmalschutz ist jedoch nicht wiederhergestellt und RMG Gold lässt weder die Forscher noch Mitarbeiter des Kultusministeriums das Gelände betreten.

„Unserem Land geht es wirtschaftlich schlecht“, sagt Irina Gambashidze, die auf georgischer Seite die Ausgrabungsarbeiten leitet. „Aber es ist absurd, dass RMG Gold behauptet, dass der Wohlstand der Bevölkerung von diesem kleinen Berg abhängt.“ Die georgische Zeitung *Alia* schreibt derweil, dass die Forscher eine Verschwörung in Gang gesetzt hätten und die Goldmine bewusst falsch datiert hätten. „RMG Gold hat die Grabungslizenz noch bis April dieses Jahres, wir fürchten, dass jetzt schnell Fakten geschaffen werden sollen“, sagt Stöllner. Investoren und die Regierung planen zur Zeit in Tiflis, 50 Kilometer vom Bergwerk entfernt, zahlreiche neue Großhotels. „Was sollen sich all diese Touristen eigentlich anschauen? Wie unser Kulturerbe zerstört wird?“ fragt Gambashidze.

NADIA PANTEL

Gibt es das, eine Arte Povera des Büchermachens? Ja, das gibt es, und einer der Großen dieser Kunst war der Verleger, Leser, Musikhörer, Lebenskünstler und Netzwerker Peter Gente. Als er den Merve Verlag 1970 gründete und nach seiner damaligen Frau benannte, kamen die ersten Bücher, die er machte, noch im größeren Heftformat daher. Sie schrumpften aber bald auf das Format irgendwo zwischen Postkarte und Quadrat, broschiert, in der Regel schmal, zur Lektüre in allen Lebenslagen geeignet.

Es hatte bei den Achtundsechzigern Diskussionen über die Warenästhetik gegeben und den Fetischzauber. Gentess Arte Povera zog daraus die Konsequenz der Schmucklosigkeit, in Opposition gegen das kostbare Buch, anfangs eher geraugt, später ging aus der Raute der Merve-Bändchen der ganze Regenbogen hervor, und von Beginn an: die Aura des Ge-Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

brauchswerts. Die Taschenbücher, auch die der Großverlage, wie Rowohlt's Rororo, hatten dem vorgearbeitet, Gente aber entwickelte zusammen mit Heidi Paris, seiner Mitarbeiterin und Lebensgefährtin seit Mitte der Siebzigerjahre, ein ganz eigenes Profil: das Bündnis von Arte Povera und großer, exquisiter Theorie, angesiedelt in einer Fabriketage in Berlin-Schöneberg.

Gente war 1936 in Halberstadt geboren, also alt genug, um dem Krieg und der Kriegsgeneration sehr nahe zu sein. Sein Vater, Jurist und NSDAP-Mitglied, war auch nach dem Krieg Richter geblieben, 1968 war er an Prozessen gegen Rudi Dutschke und Fritz Teufel beteiligt. Peter Gente war Adorno-Leser, überhaupt eine Leserate, und zündete, von Heidi Paris bestärkt, die zweite Stufe kritischer Theorie nach Marxismus und Frankfurter Schule.

Die Schlagworte dazu lauteten „Subversion“ und „Subkultur“, und die folgen-



Verleger, Leser, Entdecker: Peter Gente im Jahr 2007.

FOTO: IMAGO STOCK&PEOPLE

reichste Metapher dafür, das Wurzelgeflecht, gab 1977 dem erfolgreichsten Merve-Bändchen den Titel: „Rhizom“ von Gilles Deleuze und Félix Guattari. Der Import französischer Theorie von Roland Barthes über Michel Foucault bis zu Baudrillard, Lyotard und Paul Virilio blieb ein Merve-Markenzeichen, aber auch die „Kunst des Handelns“ (1988) des Jesuiten Michel de Certeau, die heute der Papst liest. Die Übersetzer, ohne die das alles nicht möglich gewesen wäre, mussten sich meist mit sehr kärglichem Lohn bescheiden.

Die Auffächerung des Merve-Programms, die Peter Gente im Verein mit Heidi Paris betrieb, nahm ein Zentralmotiv der West-Berliner Subkultur – 1978 war Foucault Gast beim „Tunix“-Kongress – auf: die Nähe von Theorie und Musik, auch die von Club und Kino. Von John Cage über Blixa Bargeld bis zur DJ-Kultur ging das Echo – wie überhaupt der Lebensstil Gen-

tes – in die Merve-Bändchen ein. Und der Theorie-Import aus Frankreich war von Beginn an mit deutschen Selbsterkundungen verkoppelt. Walter Seitters Vorlesungen über „Das politische Wissen im Nibelungenlied“ (1988) gehörte dazu, wie das Bändchen von Jacob Taubes über Carl Schmitt.

Als Heidi Paris sich im September 2002 das Leben nahm, waren die Fundamente der Arte Povera des Büchermachers Peter Gente erschüttert. Reich war er mit dem Verlag nicht geworden, 2006 ereilte ihn eine Herzattacke, danach verkaufte er sein Privatarchiv an das Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe, machte Anfang 2007 ein Abschiedsfest im Hebbel-Theater in Berlin, ging nach Chiang Mai in Thailand und mietete sich dort in ein Hotel ein – mit einer Auswahl von Büchern und Musik. Dort, in Chiang Mai, ist Peter Gente am Samstag gestorben. Er wurde 77 Jahre alt.

LOTHAR MÜLLER

Kakampwerf

SZ20140211S2052191